

S
 angelegten und Postkolonialismus
 en die ungleichen
 es Kolonialismus
 r Herstellung und
 zwischen europä-
 esellschaften? Vor
 einflussreiche Kri-
 iff entwickelt, der
 Machtverhältnisse
 ng der modernen

ie Globalisierung
 ngen aus: Die Kö-
 eitig konstitutives
 lobalisierten Mo-
 Globalisierung ist
 is bedeutet, ohne
 Machtverhältnisse,
 e die Kolonien als
 erten, in denen so-
 archgeführt, Herr-
 die Ökonomisie-
 erprobt wurden,
 rksam geworden
 das Zeitalter der
 nden 18. Jahrhun-
 udien die Parado-
 universellen Men-
 d diese in den Ko-
 rden (Fanon 1966;

skelt der Postkolo-
 nde Kritik an den
 en und -verständ-
 istererzählungen,
 ne als eine einsei-
 rungenschaften« in
 Weise eine andere
 e versteht die Mo-
 lenten, raumüber-
 lenen europäische
 und Akteurinnen
 etwa Paul Gilroy
 tic die konstitutive

Bedeutung der Interaktionen zwischen Amerika, Europa und Afrika für die Entstehung der modernen Welt aufgezeigt (Gilroy 1993). Damit wendet er sich gegen die Vorstellung Europas als einsamen Höhepunkts des entwickelten menschlichen Geistes, wie sie etwa in G.W.F. Hegels Geschichtsvorlesungen artikuliert worden ist. Gilroy setzt sich aber auch von jenen Theorien ab, die nur die ökonomische Bedeutung des Dreieckshandels für die europäische Industrialisierung anerkennen und betont stattdessen die Zirkulation von Ideen, Konzepten, Wissen und Kunst im interkontinentalen Raum. Damit wird deutlich, dass außereuropäische Regionen nicht nur materielle Ressourcen und Arbeitskräfte zur Entstehung einer globalisierten Welt beigesteuert haben. Auch deren intellektuelle und ästhetische Ausgestaltung gehen auf außereuropäische Einflüsse und interkulturelle Austauschverhältnisse zurück. Mittlerweile sind zahlreiche Forschungsarbeiten erschienen, die neben dem *Black Atlantic* die Bedeutung kultureller Interaktionskontexte wie des Mittelmeers, asiatisch-europäischer Handelsachsen oder Süd-Süd-Verbindungen (z. B. zwischen Indonesien, Indien und Südafrika oder zwischen Brasilien und Westafrika) für die Entstehung einer modernen globalisierten Welt aufzeigen.

Postkoloniale Rekonstruktionen der Moderne

Aus dieser Perspektive rekonstruiert eine postkoloniale Historiographie die Geschichte der Moderne, indem sie die historischen Erfahrungen, Interaktionen und Austauschbeziehungen von Menschen und Gesellschaften in den Blick nimmt, die innerhalb von zeitlich und räumlich abgrenzbaren imperialen Herrschaftssystemen miteinander verbunden waren. Der Fokus liegt dabei auf den europäischen Imperialmächten und damit auf einem Zeitraum, der sich grob mit Kolumbus' »Entdeckung« Amerikas 1492 und der Auflösung der letzten europäischen Kolonien in Afrika um 1970 umreißen lässt. Während dieser rund fünf Jahrhunderte besaßen vorübergehend oder dauerhaft Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, die Niederlande, Italien, Spanien und Portugal Kolonien in Asien, Afrika, Amerika und im Pazifik. Hinzu kamen die ehemaligen europäischen Siedlerkolonien, die nach ihrer Unabhängigkeit selbst imperiale Herrschaft ausübten: Australien, Kanada, Neuseeland und die

USA. Zudem haben auch Russland, die Türkei und Japan parallel zu den europäischen Mächten Imperien gebildet. Der Hauptfokus der bisherigen postkolonialen Forschung lag auf dem britischen Empire, das meist – aber nur punktuell – mit Frankreich verglichen wird (Young 2001). In jüngerer Zeit wird auch der Kolonialbesitz des deutschen Kaiserreichs genauer erforscht.

Das »lange 19. Jahrhundert« von der Französischen Revolution 1789 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 gilt als konstitutive Phase für die europäische bürgerliche Moderne: In diese Zeit fallen die Aufklärung, die Industrielle Revolution, der Schutz von Privateigentum und das Versprechen auf demokratische Mitbestimmung innerhalb der neu gegründeten Nationalstaaten auf der einen Seite. Auf der anderen Seite vergrößerten sich die Ungleichheiten und die Beschneidungen von Freiheitsrechten entlang von neu geschaffenen Klassengrenzen sowie (zumeist biologisch begründeten) Unterschieden des Geschlechts, der sexuellen Orientierung, der Hautfarbe, der Rasse oder der Religion. Dieser Entwicklung war auch die moderne Geschichtsschreibung unterworfen, die die Geschichte der modernen Welt als eine Geschichte von großen Ideen und großen weißen, bürgerlichen und christlichen Männern erzählte, in der Frauen, nicht-bürgerliche Gruppen, Homosexuelle, Juden und nicht-weiße Menschen nicht vorkamen. Die postkoloniale Forschung teilt daher mit der marxistischen, der feministischen, *queeren* und anderen emanzipatorischen Geschichtsschreibungen ein dreifaches Ziel: Erstens die Stimme und die Erfahrungen jener in die Geschichte zu integrieren, die in der herkömmlichen Historiographie ausgeblendet wurden, zweitens die damaligen Herrschaftsbeziehungen sichtbar und damit kritisierbar zu machen und ihre Nachwirkungen bis in die Gegenwart hinein zu untersuchen sowie drittens eine relationale Perspektive. Ähnlich wie die *Gender Studies* Männer und Frauen nicht als naturgegeben erachten, sondern »Geschlecht« als Effekt sozio-kultureller Praktiken verstehen, deuten auch die *Postcolonial Studies* die Beziehung zwischen den Menschen in den Metropolen und den Menschen in den Kolonien als Folge einer Interaktionspraxis, in der sich europäische Kolonisierende und außereuropäische Kolonisierte wechselseitig hervorbringen. Der europäische Imperialismus bildet also den Rahmen, in dem die »Verwobenheit der europäischen und außereuropäischen Welt« untersucht wird, um so der

»wechselseitigen Konstitution von Metropole und Kolonien« auf die Spur zu kommen (Conrad/Randria 2002, 10). Damit wird die analytische Trennung zwischen «the West and the rest» (Stuart Hall) zugunsten einer Geschichtsschreibung überwunden, welche die Metropolen und Kolonien in einem gemeinsamen analytischen und durch hierarchische Herrschaftsbeziehungen konstituierten Feld betrachtete.

Anhand einiger Forschungsergebnisse aus der postkolonialen Historiographie lässt sich dies wie folgt veranschaulichen:

1. Die militärische Eroberung Südamerikas und der damit einhergehende Zusammenbruch des Azteken- und Inkareichs stellte die spanische Krone im 16. Jahrhundert vor die Herausforderung, Territorien und Gesellschaftsordnungen verwalten zu müssen, für deren Größe und Komplexität keine Erfahrungsbasis bestand. In der Folge baute Spanien eine Kolonialverwaltung auf, für die es in Europa bislang keine Vorbilder gab. Die Wurzeln der Rationalisierung und Bürokratisierung von staatlicher Herrschaft, die als Kennzeichen der europäischen Moderne gelten, lassen sich damit auch in Peru oder Mexiko verorten (Elliot 1989).

2. Auch die Anfänge des Kapitalismus lassen sich außerhalb Europas – in der karibischen Plantagenwirtschaft – verorten: Im 17. und 18. Jahrhundert entwickelten Holländer, Briten, Franzosen und Spanier auf den Zuckerplantagen durch Ausbeutung von ca. 3,3 Millionen deportierten afrikanischen Sklavinnen und Sklaven großbetriebliche und nach »Effizienz« gesteuerte Produktionsmechanismen. Das dabei akkumulierte betriebswirtschaftliche Wissen, aber auch das dabei generierte ökonomische Kapital floss im 19. Jahrhundert in die Industrielle Revolution in Europa ein. Die sozialtechnologischen Kenntnisse hingegen, die für die Durchsetzung und Aufrechterhaltung von Herrschaft in komplexen Plantagengesellschaften gesammelt wurden, wurden zur Disziplinierung der europäischen Arbeiterschaft eingesetzt. Gleichzeitig wurde der massenhaft importierte und billige Zucker zu einem wichtigen Kalorien- und Energielieferanten für die unterernährte europäische Arbeiterschaft. Die kulturellen Praktiken des Zuckerkonsums – in den gegenüber Arbeitgebern erstrittenen Teepausen, im klassenspezifischen Genuss von Süßspeisen usw. – formten die Herausbildung eines proletarischen Klassenbewusstseins in Großbritannien mit (Williams 1944; Mintz 1987).

3. Der Hauptfokus postkolonialer Forschung lag jedoch nicht so sehr auf den politischen, sozio-strukturellen und ökonomischen Verbindungen zwischen Kolonien und Metropolen, als vielmehr auf der Kultur und somit auf der Entstehung und Durchsetzung kolonialer Repräsentationsverhältnisse und einer eurozentrischen symbolischen Ordnung. Zentral ist dabei die Frage, wie die kulturelle Differenz zwischen dem »zivilisierten Selbst« und dem »primitiven Anderen« hergestellt und aufrecht erhalten wurde. Damit rücken Wissenschaftsdisziplinen wie Anthropologie oder Geographie, Literaturwissenschaft oder Museologie ebenso ins Blickfeld der postkolonialen Forschung wie die Zurschaustellung von »Wilden« in Völkerschauen, die Demonstration des europäischen Machtanspruchs in den Kolonien und andere kulturelle Praktiken.

Intersektionalitäten

Als eigentliches Gründungsmanifest dieser Art der kulturwissenschaftlich ausgerichteten *Postcolonial Studies* gilt Edward Saids Studie über den *Orientalismus* (1978). Er argumentiert darin, dass das Wissen, das die westlichen Orientalisten über die Gesellschaften des »Orients« produzierten, nichts über eine »Wirklichkeit« aussage. Es sei vielmehr Herrschaftswissen, mit welchem europäische Gesellschaften sich ihrer Überlegenheit über die »Anderen« versicherten und damit ihr Recht auf Kolonialherrschaft legitimierten. Im Anschluss an Said haben zahlreiche Autorinnen und Autoren dargelegt, dass weite Teile moderner europäischer Diskurse – von den Wissenschaften bis zur Populärkultur – in die ungleichen Machtverhältnisse des Imperialismus eingelassen sind und diese reproduzieren und stabilisieren. So zeigt etwa V.Y. Mudimbe, dass die Vorstellung eines Afrikas, das trotz einzelner Binnendifferenzierungen aus eurozentrischer Sicht als geographische, kulturelle und historische Einheit gedacht wird, auf moderne westliche Wissenspraktiken zurückgeht (Mudimbe 1988). Über Said hinausgehend wurde auch analysiert, wie der Rassismus – als zentrales Merkmal kolonialer Kultur – nicht nur zum Aufbau des Selbstverständnisses der bürgerlichen Mittelschichten beitrug, sondern auch mit der Deutung von innereuropäischen »Anderen« – der Arbeiterklasse, den Juden, Prostituierten, Frauenrechtlerinnen, Homosexuellen – verschränkt war und damit den repressiven Ausschluss dieser Minderheiten aus der bürger-

lichen Gesellschaft. An der Schnittstelle sind in jüngere über entstanden, w und »Rasse« gegen niert die rassistisch Mannes in den US. nisierung, wodurch mierung von Frau Ablehnung »weiblich Gegenzug dazu die ßen Mannes bekräft

Diese »intersektionaler Macht wurden len Feminismus in Gayatri Chakravorty Reflexionen über c derstreitende Mach ter Frauen agiert h dabei zur Sprache Debatte zur Witwe dien zeigt Spivak, w Vertreterin einer auftritt, die gegen 1 »Befreiung« einheiner Strategie, durch Herrschaft legitimipräge verleihen kar allerdings nicht als prozess« einbezogatives Opfer ihrer K durch die westliche zeitig wird die Hie sierenden und dem Ersterer tritt – unq chalen und sexisti (westlichen) Tradit nen egalitären Ordriarchen mit Gew Spivak fasst diesen berühmten Formel ten braune Frauen 2008, 78). Gegenüt betonen die ebenfal Autoritäten hinge Frauen, ihre Traditi bens beibehalten zu chen doppelten In: die Situation vieler in den westlichen M

ler Forschung lag
ichen, sozio-struk-
rdungen zwischen
mehr auf der Kul-
und Durchsetzung
tnisse und einer
dnung. Zentral ist
Differenz zwischen
'primitiven Ande-
lten wurde. Damit
wie Anthropologie
rschaft oder Mu-
ostkolonialen For-
von 'Wilden' in
des europäischen
und andere kultu-

est dieser Art der
eten *Postcolonial*
er den *Orientalis-*
i, dass das Wissen,
über die Gesell-
n, nichts über eine
mehr Herrschafts-
Gesellschaften sich
eren: versicherten
lherrschaft legiti-
en zahlreiche Au-
ss weite Teile mo-
von den Wissen-
in die ungleichen
smus eingelassen
d stabilisieren. So
Vorstellung eines
differenzierungen
graphische, kultu-
cht wird, auf mo-
zurückgeht (Mu-
hend wurde auch
s zentrales Merk-
zum Aufbau des
hen Mittelschich-
Deutung von in-
rbeiterklasse, den
lerinnen, Homo-
mit den repressi-
n aus der bürger-

lichen Gesellschaft begünstigte (McClintock 1995). An der Schnittstelle von *Queer* und *Postcolonial Studies* sind in jüngerer Zeit wichtige Forschungen darüber entstanden, wie sich ›Geschlecht‹, ›Sexualität‹ und ›Rasse‹ gegenseitig konstituieren. So funktioniert die rassistische Herabsetzung des asiatischen Mannes in den USA wesentlich durch dessen Feminisierung, wodurch gleichzeitig die sexistische Diffamierung von Frauen wiederholt und die homophobe Ablehnung ›weiblicher‹ Männer bestärkt sowie im Gegenzug dazu die Virilität des heterosexuellen weißen Mannes bekräftigt werden (Eng 2001).

Diese ›intersektionalen‹ Scharnierstellen moderner Macht wurden insbesondere vom postkolonialen Feminismus in den Blick genommen. So macht Gayatri Chakravorty Spivak in ihren wegweisenden Reflexionen über die Subalternen deutlich, wie widerstreitende Machtblöcke im Namen kolonialisierter Frauen agiert haben, ohne dass deren Stimmen dabei zur Sprache kommen konnten. Anhand der Debatte zur Witwenverbrennung im kolonialen Indien zeigt Spivak, wie die britische Kolonialmacht als Vertreterin einer geschlechtergerechten Ordnung auftritt, die gegen patriarchale Bräuche angeht. Die ›Befreiung‹ einheimischer Frauen wird derart zu einer Strategie, durch welche die Kolonialmacht ihre Herrschaft legitimieren und ihr ein humanitäres Gepräge verleihen kann. Die kolonialisierte Frau wird allerdings nicht als Akteurin in ihren ›Befreiungsprozess‹ einbezogen, sondern als wehrloses und passives Opfer ihrer Kultur dargestellt, die der Rettung durch die westlichen Kolonisatoren bedarf. Gleichzeitig wird die Hierarchie zwischen dem kolonialisierenden und dem kolonialisierten Mann verfestigt: Ersterer tritt – ungeachtet der vielfältigen patriarchalen und sexistischen Praktiken seiner eigenen (westlichen) Tradition – als Vertreter einer modernen egalitären Ordnung auf, die den archaischen Patriarchen mit Gewalt zur Vernunft bringen muss. Spivak fasst diesen kolonialen Paternalismus in der berühmten Formel zusammen: »Weiße Männer retten braune Frauen vor braunen Männern« (Spivak 2008, 78). Gegenüber den englischen Kolonialisten betonten die ebenfalls männlich dominierten lokalen Autoritäten hingegen die Entschiedenheit der Frauen, ihre Traditionen auch um den Preis ihres Lebens beibehalten zu wollen. Das Dilemma einer solchen doppelten Instrumentalisierung kennzeichnet die Situation vieler Feministinnen des Südens sowie in den westlichen Migrationsgesellschaften bis heute:

Sie werden einerseits gezwungen, gegen jene rassistischen und homogenisierenden Vorstellungen zu kämpfen, die sie als unterdrückte und hilflose Opfer einer archaisch-patriarchalen Kultur darstellen. Andererseits werden ihre Forderungen nach Verbesserung der Frauenrechte nicht selten mit dem Vorwurf quittiert, Produkt westlicher Propaganda zu sein, welche die eigene authentische Kultur zerstören würde.

Dass koloniale Bilder auch in emanzipativen Projekten wie der westlichen Frauenbewegung nachwirken, zeigt Chandra Talpade Mohanty in ihrem einflussreichen Aufsatz »Under Western Eyes«. Darin zeichnet sie nach, wie westliche Feministinnen monolithische und statische Bilder der ›Dritte-Welt-Frau‹ entwerfen und behaupten, diese müssten mit westlicher Hilfe und nach deren Vorgaben befreit werden (Mohanty 2004). Einen anderen Aspekt des ›vergeschlechtlichten Kolonialismus‹ bearbeitet Ann Laura Stoler, wenn sie darauf hinweist, dass sich zentrale Aushandlungs- und Durchsetzungsprozesse kolonialer Macht gerade im Bereich des Intimen und sogenannt Privaten ereignet haben (Stoler 2002). Durch diese Forschungsperspektive kommen Akteure zum Vorschein, die in einer klassischen Kolonialgeschichtsschreibung unsichtbar bleiben: etwa die lokalen Hausangestellten, die Frauen und (oftmals einheimischen) Lebenspartnerinnen oder die Kinder europäischer Kolonialisten.

Macht und Handlungsfähigkeit

Saids Arbeit hat auch Kontroversen darüber losgetreten, wie umfassend und total die westliche Definitionsmacht (gewesen) sei. Seinem Konzept des Orientalismus wurde vorgeworfen, mit einem deterministischen Verständnis westlicher Hegemonie zu operieren, das dieser erneut eine immense Macht zusprechen und ihre zahlreichen Widersprüche, Brüche und Zäsuren negieren würde. Die an diese Kritik anschließende Herausforderung, den Eurozentrismus zu kritisieren, ohne ihn erneut zu privilegieren, beschreibt Dipesh Chakrabarty als Versuch, »Europa zu provinzialisieren« – eine Aufgabe, die gleichzeitig bedeutsam und nie gänzlich einlösbar sei (Chakrabarty 2000). Homi Bhabha hingegen kontrastiert die Vorstellung einer deterministischen Macht mit dem Konzept der Hybridität. Demnach war die koloniale Macht nicht so uniform und wirkmächtig, wie sie sich selbst dargestellt hat. Die von den Kolonial-

mächten intendierten Botschaften trafen in den Kolonien vielmehr auf Differenzen kultureller, symbolischer und sprachlicher Art, durch die sie ›hybridisiert‹ wurden. Zwischen der kolonialen Vorgabe und ihren Einsätzen im kolonialen Kontext tate sich ein reichlich genutzter Spielraum für Umdeutungen und Übersetzungen auf. Bhabha zeichnet mit seinem Ansatz derart die vielfach bestehenden Spiel-, Subversions- und Verhandlungsräume in den Kolonien nach, ohne dabei die Machtasymmetrien außer Acht zu lassen (Bhabha 2000). Andere Studien haben die Aufmerksamkeit auf Formen des Widerstands gerichtet – sei es von kolonialisierten Subjekten in der Peripherie (Preseley 1992) oder von marginalisierten Subjekten, die ihre Emanzipationsforderungen innerhalb und mithilfe des imperialen Kontextes artikulieren und organisieren konnten (so am Beispiel der britischen Frauenbewegung, vgl. Midgley 2000).

Bezogen auf das Phänomen der Globalisierung betont die postkoloniale Forschung somit die konstitutive und bis heute anhaltende Bedeutung, welche die ungleichen Machtverhältnisse zwischen den europäischen Metropolen und den Kolonien bei der Herausbildung der modernen Welt hatten und weiterhin haben. Sie erforscht die historischen Erfahrungen und Erinnerungen von Gesellschaften auf beiden Seiten des kolonialen Herrschaftsverhältnisses sowie deren Verflechtungen, und legt Strategien des Widerstands und der Subversion gegenüber imperialer Herrschaft dar. Innerhalb dieses weit verzweigten Feldes finden sich zahlreiche Kontroversen, die sich methodisch um die Frage drehen, wie disziplinenübergreifende Forschung geleistet und wie die in der wissenschaftlichen Tradition weitgehend getrennt behandelten Sphären der Ökonomie, des Sozialen, des Religiösen, des Politischen und des Symbolischen als interdependent gedacht werden können. Inhaltlich fokussieren viele aktuelle Auseinandersetzungen auf die Intersektionalität und damit auf die Frage, wie unterschiedliche Herrschaftskategorien der Moderne, wie ›Rasse‹, ›Klasse‹, ›Geschlecht‹, ›Sexualität‹, ›Nationalität‹ oder ›Religion‹ zueinander in Bezug gesetzt werden und wie sie einander explizieren können. Dabei wird ein Macht-konzept ausgearbeitet, das nicht binär-repressiver Art, sondern vielmehr flächig, komplex und dynamisch ist. In einem solchen Netzwerk der Macht können unzählige Schaltstellen ausgemacht werden, die differenzierte, kontextabhängige Analysen erfor-

derlich machen. Inspiriert von der anti-deterministischen Machttheorie Michel Foucaults, des *différance*-Gedankens von Jacques Derrida und von der psychoanalytischen Theorie wurden deshalb Ansätze entwickelt, die auch in einem von eklatanten Ungleichheiten gezeichneten Macht-kontext beschränkte Formen von Handlungsfähigkeit, Subversion, Widerstand und auch Kollaboration denkbar machen.

Gegnerinnen und Gegner des Postkolonialismus werfen diesem vor, unzulässige Verallgemeinerungen zu machen, unscharfe Begriffe zu verwenden oder die Unterscheidung zwischen Opfern und Tätern zu verwischen. Mit seinem ›Kulturalismus‹ privilegiere der Postkolonialismus die diskursiv-symbolische Ebene auf Kosten strukturell-ökonomischer Zusammenhänge, so heißt es weiter. Zudem würde er durch seine massive Kritik am Eurozentrismus dessen Prämissen erneut bekräftigen und privilegieren. Diese kritischen Einwände verweisen teilweise berechtigt auf Schwachstellen und Grenzen der postkolonialen Analyse. In einer Zeit allerdings, in der Modelle wie Samuel Huntingtons »Kampf der Kulturen« einflussreiche Erklärungsmodelle für globale Phänomene abgeben, scheint das Beharren des Postkolonialismus auf einer historisch reflektierten, machtkritischen und transkulturellen Rekonstruktion der Globalisierung an Bedeutung nichts eingebüßt zu haben. Denn das Postkoloniale, so hält Stuart Hall fest, »verpflichtet uns, die binären Oppositionen als Formen der Transkulturation, der kulturellen Übersetzung neu zu lesen, die unweigerlich dazu führen, die kulturelle Dichotomie von hier und dort permanent in Frage zu stellen« (Hall 2002, 226).

Literatur

- Bhabha, Homi: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen 2000.
- Chakrabarty, Dipesh: *Provincializing Europe: Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton 2000.
- Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini: Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt. In: Dies. (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M. 2002, 9–49.
- Cooper, Frederick: Was nützt der Begriff der Globalisierung? Aus der Perspektive eines Afrikahistorikers. In: Sebastian Conrad/Andreas Eckert/Ulrike Freitag (Hg.): *Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen*. Frankfurt a.M. 2007, 131–161.

4. Kultur

- Elliot, John H.: *Spa Essays*. New Haven
- Eng, David L.: *Racism in Asian America*
- Fanon, Frantz: *Die* a.M. 1966.
- Gilroy, Paul: *The B. Consciousness. L.*
- Hall, Stuart: Wann an der Grenze. In: ria (Hg.): *Jenseits Perspektiven in schaften*. Frankfurt
- Mbembe, Achille: C
- McClintock, Anne: *Sexuality in the C*
- Midgley, Clare: Fei
- Frame: English 1
- Sati (Widow-bur
- History Review* 9.
- Mintz, Sidney: *Die s*
- ckers. Frankfurt a
- Mohanty, Chandra '
- nist Scholarship
- Feminism witho*
- Practicing Solidari*
- Mudimbe, Valentin
- Philosophy, and tl*
- 1988.
- Preseley, Cora Ann: *bellion, and Socia*
- Said, Edward: *Orien*
- Spivak, Gayatri Cha
- Postkolonialität 1*
- 2008.
- Stoler, Ann Laura: (
- wer: *Race and the*
- 2002.
- Williams, Eric: *Ca*
- 1944.
- Young, Robert J. C.: *duction*. Oxford 2

- Elliot, John H.: *Spain and Its World 1500–1700: Selected Essays*. New Haven 1989.
- Eng, David L.: *Racial Castration: Changing Masculinity in Asian America*. Durham 2001.
- Fanon, Frantz: *Die Verdammten dieser Erde*. Frankfurt a. M. 1966.
- Gilroy, Paul: *The Black Atlantic. Modernity and Double Consciousness*. London 1993.
- Hall, Stuart: Wann gab es ›das Postkoloniale‹. Denken an der Grenze. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M. 2002, 219–46.
- Mbembe, Achille: *On the Postcolony*. Berkeley 2002.
- McClintock, Anne: *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. New York 1995.
- Midgley, Clare: Female Emancipation in an Imperial Frame: English Women and the Campaign against Sati (Widow-burning) in India, 1813–30. In: *Women's History Review* 9. Jg., 1 (2000), 95–121.
- Mintz, Sidney: *Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers*. Frankfurt a. M. 1987.
- Mohanty, Chandra Talpade: Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourse. In: Dies.: *Feminism without Borders: Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*. Durham 2004, 17–42.
- Mudimbe, Valentin Y.: *The Invention of Africa: Gnosis, Philosophy, and the Order of Knowledge*. Bloomington 1988.
- Preseley, Cora Ann: *Kikuyu Women, the Mau Mau Rebellion, and Social Change in Kenya*. Boulder 1992.
- Said, Edward: *Orientalism*. New York 1978.
- Spivak, Gayatri Chakravorty: *Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien 2008.
- Stoler, Ann Laura: *Carnal Knowledge and Imperial Power: Race and the Intimate in Colonial Rule*. Berkeley 2002.
- Williams, Eric: *Capitalism and Slavery*. Chapel Hill 1944.
- Young, Robert J. C.: *Postcolonialism. An Historical Introduction*. Oxford 2001.

Patricia Purtschert/Bernhard C. Schär

4. Kultur

Anachronistische Dichotomien

›Das ist deren Kultur...‹ Der Satz ist oft zu hören, irritiert oder um Verständnis bittend, wenn Gespräche zwischen Personen verschiedener Herkunft und anderen Glaubens ins Stocken geraten. In dichotomischer Strenge gilt Kultur als das jeweils Eigene respektive – im Kulturkontakt – als das immerzu Fremde; sie dient als *Reservoir* von Wir-Gefühlen der Selbstbehauptung und zugleich als *Reservat* vermeintlich unantastbarer Identitäten. Vielfalt erscheint per se als ein hohes Gut, das man vor Standardisierung (alias ›Amerikanisierung‹ oder ›McDonaldisierung‹) und generell vor kulturellem Imperialismus zu bewahren habe. Seit dem Vordringen der westlichen Moderne, die bekanntlich mit militärischer Eroberung, religiöser Mission und ökonomischer Durchdringung einherging, stehen kulturelle Institutionen und Imaginationen aus dem Westen notorisch unter Imperialismusverdacht. Exemplarisch ist hier Edward Saids Kritik am ›Orientalismus‹ (Saïd 1981).

In der Gegenbewegung gilt der Multikulturalismus als Einfallstor für kulturellen Partikularismus und erscheint kultureller Pluralismus als Generalangriff auf mühsam etablierte universalistische Normen und Verfassungsprinzipien. Kritiker beklagen spiegelbildlich den ›Okzidentalismus‹ der Peripherie und möchten westliche Werte als globale Leitkultur verankern. 1996 legte Samuel P. Huntington mit großem und weltweitem Aplomb das Konzept eines intra- und internationalen Kulturkonflikts dar, das in Begegnungen von Kulturen überwiegend Konfliktstoff erblickt. Während Nationalstaaten in der multipolaren Welt als Subjekte globaler Konflikte abdanken, lautet seine Prognose, treten acht Kulturagglomerationen als neue Konfliktakteure hervor: Außer der ›westlichen‹ Zivilisation (und oftmals gegen sie) identifizierte er die slawisch-orthodoxe, die islamische, die lateinamerikanische, die ›sinische‹, die indische, die japanische und die afrikanische Zivilisation. Richtig war und bleibt, dass es zwischen Zivilisationen erhebliche normative Differenzen gibt und die durch Globalisierung intensivierte Berührung kulturidentitäre Diskurse an Brisanz gewinnen lässt. Aber Huntington klärte diese weniger auf, als dass er sie selbst beschwor und stärkte, letztlich hoffte er auf

Herausgegeben von
Andreas Niederberger
und Philipp Schink

Globalisierung

Ein interdisziplinäres
Handbuch

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

2011